

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 263. Bromberg, den 16. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(16. Fortsetzung.)

Die Kalifornia-Bar glich einer langen schmalen Schachtel, man mußte sich an der Viermann-Kapelle mühsam vorbeizwängen, um weiter zu gelangen. Um diese Stunde, zwei Uhr, waren nicht mehr allzu viele Tische besetzt. Freese überflog mit einem Blick den Raum, er gewahrte sogleich Christa, die, den Eintretenden den Rücken zukehrend, neben einem glattgescheitelten Gent im Smoking saß, einem Burschen mit verlebtem Nachtgesicht und öligem Blick. Er ging auf sie zu und legte ihr zart die Hand auf die Schulter.

Christa wandte sich langsam um, es war ihr die große Überraschung vom Gesicht abzulesen. Doch sie faßte sich schnell und sagte nur kalt: „Was wünschen Sie von mir?"

Freese beugte sich zu ihrem Ohr hinab: „Hören Sie, Christa, ich bin nicht allein hier! Ich habe Ihre Tante mitgebracht."

Und nun stand auch die Geheimrätin da, starr, wortlos, ein Sinnbild der Empörung.

Christa sprang auf. Ihr Gesicht wurde ganz farblos. „Was soll das?" Empört raunte sie Freese zu: „Was geht Sie an, was ich treibe? Lassen Sie mich in Frieden!"

„Christa!" wies die Geheimrätin sie zurecht.

Man wurde ringsum aufmerksam, neugierige Blicke flogen herüber, einer der Ober näherte sich.

Freese, der glücklich war, Christa überhaupt gefunden zu haben, suchte sie zu beschwichtigen: „Christa, machen Sie keinen Unsinn! Sie können hier nicht bleiben! Bitte, kommen Sie mit uns und alles wird gut werden!"

„Ja, komm!" befahl nun auch die Geheimrätin. „Was ist denn in dich gefahren?"

Christa war wie versteint, sie rührte sich nicht. „Wenn ihr mir einen Gefallen tun wollt, dann verschwindet! Ich bleibe, wo ich bin. Ich möchte in Ruhe gelassen werden."

Freese ergriff sie sanft drängend am Arm: „Nehmen Sie um Himmels willen Vernunft an! Das ist doch entwürdigend für Sie . . ."

Der Tanzjüngling glaubte, sich bemerkbar machen zu müssen. Er schnarrte: „Lassen Sie bitte die Dame ungeschoren!"

Freese streifte ihn nur mit einem verächtlichen Blick: „Hören Sie, das ist eine Sache, die Sie wirklich nichts angeht!"

Der Smoking erhob sich: „Und ob mich das angeht! Diese Dame steht unter meinem Schutz."

„Ach, Quatsch!" Freese kehrte sich Christa zu. „Wir möchten hier doch eine Szene vermeiden!"

Stimmen unwilliger Gäste wurden laut: „Macht doch hier kein Affentheater! Er soll das Mädel in Ruhe lassen! Seid ihr von der Heilsarmee?"

Außerdem meldete sich der Ober: „Das Fräulein ist hier angestellt und darf von ihrem Posten jetzt nicht fort!"

Die Geheimrätin konnte nicht mehr an sich halten, sie fertigte den Ober ab: „Das Fräulein hat hier nichts zu suchen. Sie ist ein krankes Geschöpf, ich bin ihre Tante und dulde nicht, daß sie in dieser Umgebung bleibt!"

„Ja, die Familie . . .", krähte es von einem der Tische.

Und von einem anderen: „Die Tante kommt, die Tante kommt, die Tante ist schon da . . ."

Christa zitterte am ganzen Körper. „Geht doch fort!" rief sie. „Ich verdiene hier mein Brot. Ich will keine Geschenke aus Mitleid." Und auf Freese weisend fügte sie hinzu: „Ja, Sie meine ich, mit Ihrer erhabenen Freundschaft, die doch für Sie nur Spielerei ist und mit der Sie mich demütigen . . ." Ihre Stimme überschlug sich. Sie begann plötzlich zu husten, immer heftiger. Sie hielt ein kleines Taschentuch an den Mund — es färbte sich rot. Im Hustenkrampf fiel sie auf ihren Stuhl zurück und stieß hervor: „Boris, so rühr dich doch endlich!"

Boris war der glatte junge Mann an ihrem Tisch. Er verstellte Freese den Weg: „Es ist doch unerhört, mein Herr . . . Sie sehen, daß Sie hier nicht gewünscht werden, machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Freese, außer sich vor Sorge um Christa, schob ihn heftig zur Seite: „Mund gehalten, mein Bürschchen! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Christa, wenn Sie nicht freiwillig kommen . . ." Er wollte sie mit sanfter Gewalt zwingen, mitzukommen, allein Boris versetzte ihm einen Stoß und schrie: „Keine Hand an die Dame!"

Die Geheimrätin rief Alarm: „Die Polizei! Ich hole die Polizei!"

Freese verlor die Geduld, es gab für ihn jetzt kein langes Überlegen, er holte aus und ein Kinnhaken beförderte Boris mehrere Schritte weit, wobei zwei Stühle umgerissen wurden.

Nun entstand ein wüster Tumult: Leute an anderen Tischen sprangen auf und drängten heran, Stimmen gröhlten, Kellner liefen herbei, im Hintergrunde zeigte sich die Gestalt des Geschäftsführers, die Musik brach ab.

Christa war ganz zusammengesunken, sie rang nach Luft, es kam immer noch Blut — Freese hob sie auf wie ein Bündel und, mit dieser leichten Last auf den Armen, bahnte er sich hastig den Weg zum Ausgang. Er erreichte ihn, ehe noch jemand daran dachte, ihn zu hindern.

Die Geheimrätin deckte mutig den Rückweg, hochroten Kopfes und Drohworte ausstoßend.

Draußen bettete er Christa behutsam in den Wagen. Aber eine Horde händelsüchtiger Burschen stürzten hinterher, voran Boris, der sich schnell erholt zu haben schien. Ein Kreis wüster Gestalten schloß sich um Freese, Fäuste hoben sich, er erblickte verzerrte Gesichter, ein Schimpfkonzert gellte in seinen Ohren, Hände krampften sich in seine Kleider.

Plötzlich spürte er einen jähen Schmerz an seiner Schulter: ein Messerstich! Mit äußerster Kraftanstrengung riß er sich los, sprang ans Steuer und gab Gas. Im Abfahren hörte er noch eine Stimme schrillen: „Die Polente!" und sah, wie alle auseinanderstoben. Aber der Wagen war schon an der nächsten Ecke, bog knirschend um und sauste den Kurfürstendamm entlang. Die Schulter schmerzte. Freese

saß — die Zähne zusammenbeißend — vornübergebeugt, Lichter glitten vorbei, er nahm Kreuzungen in polizeiwidrigem Tempo. Hinüber zur Bismarckstraße, gerade aus, dann Einfahrt in die Avus und nun weiter, wie von der Hölle gepeitscht.

Er kam erst wieder richtig zu sich, als er vor dem Hause der Geheimrätin in Potsdam hielt.

Wortlos gingen die beiden Frauen hinein. Er folgte und sah nun, beim Passieren eines Spiegels, daß ihm der Rock in Fetzen herunterhing, ein Fleck an der linken Schulter war dunkeldurchtränkt; nun, daran konnte man später denken. Er machte sich jetzt auf einen Kampf bereit, Christa würde gegen ihre Entführung Einspruch erheben.

Sie saß in sich zusammengesunken auf einem der steifen Salonfauteuils, die sie mißbilligend anzustarren schienen, stumm, die Augen zu Boden geheftet, noch immer mit fahlen Wangen und ohne sich zu rühren.

Als Freese eintrat, hob sie entsetzt den Kopf: „Himmel, wie sehen Sie denn aus?"

Er lächelte ihr beruhigend zu. „Ach was, die Burschen haben mir den Anzug kaputt gerissen — na, schadet nichts!"

„Aber Sie sind ja verletzt?" stellte sie besorgt fest.

Die Geheimrätin befahl: „Sogleich zu einem Arzt und verbinden lassen!"

Freese meinte jedoch, das habe noch Zeit.

„Sie haben um sich geschlagen, wie ein Wilder", sagte Christa. „Was hat Sie eigentlich dazu veranlaßt, meinetwegen diesen gefährlichen Krach hervorzurufen, es hätte übel für Sie ausgehen können?"

Die Rauferei nahm Freese nicht sehr ernst. „Vielleicht! Ich habe nicht daran gedacht, wie es ausgehen könnte, sondern nur daran, daß man ein so eigensinniges Menschenkind wie Sie nicht einfach sich selbst überlassen darf. Christa, Sie brauchen nicht zu glauben, wir hätten Sie hierhergebracht, um über Sie Gericht abzuhalten . . .!"

Die Geheimrätin unterbrach ihn: „Ich werde mit ihr schon ernstlich sprechen."

„Ich bitte, tun Sie das nicht, gnädige Frau!" wehrte Freese ab. „Wir kämen jetzt doch zu keinem Ergebnis. Jetzt haben wir genau drei Uhr früh. Unsere Ausreißerin wird sich jetzt schön brav zu Bette legen, um ein wenig auszuruhen. Um zehn Uhr vormittag werde ich hier vorfahren. Und dann bringe ich die Komteß mit dem Wagen zu ihren Eltern."

„Nein!" schrie ihm verzweifelt Christa zu. „Ich will nicht!"

Freese verwünschte die wackere Tante Geheimrat, in deren Gegenwart er nicht sprechen konnte, wie er wollte. Christa tat ihm furchtbar leid. „Sie denken doch nicht ernsthaft, daß man Sie hier in Berlin noch vierundzwanzig Stunden beläßt? Damit Sie etwa, so schnell Sie können, wieder verschwinden? Zu diesem Boris zurück oder wie er heißt."

„Sie können mir nichts verbieten!" lehnte sich Christa leidenschaftlich auf.

„Ich kann Ihnen nichts verbieten, aber ich werde verhindern, daß Sie sich in dieser Höhle ansiedeln."

„Boris ist ein durchaus anständiger Kerl!"

„Der mit dem Messer sticht und Ihnen Ihr bißchen Geld abknöpfen würde und voraussichtlich demnächst kleine Erpressungsversuche bei Ihrem Vater unternommen hätte. Das ist die gleiche Sorte wie der liebliche Michael Nemiroff. Er hätte Sie vier Wochen lang heiß und innig geliebt, um Sie dann schleunig abzuwimmeln. Ah, diese früheren russischen Gardeoffiziere . . ."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe es gar nicht gewußt, ich habe es mir nur gedacht. Natürlich ist er auch mit dem Zarenhaus verwandt, wie?"

„Erzählt hat er es . . .", gab sie trotzig zu.

Freese lachte. „Na also! Der alte Schwindel, auf den nur so eine etwas weltfremde junge Dame wie Sie noch hereinfallen kann. Christa, Ihr ehrenwerter Boris ist sicher ein Gauner. Und die Wahrheit ist, daß Sie ihm nur zugelaufen sind, weil Sie großes Kind mir eins auswischen wollten. Und sich dabei gewaltsam zugrunde richten. Sehr romantisch ist das! Der richtige Kitschfilm!" spottete er gutmütig.

Er trat an sie heran und strich ihr begütigend über die Schulter: „Christa, es wäre ein Verbrechen, wenn man ruhig dulden wollte, was Sie treiben. Sehen Sie mich an! Sehen Sie mir in die Augen! Ich werde Sie nach Hause bringen und mit Ihren Eltern reden. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich werde schon richtig sprechen. Keine Silbe über all Ihren Unfug! Und Sie werden mir Ihre Hand geben, daß Sie dann nach Davos fahren und versuchen wollen, dort gesund zu werden! So etwas ist zum Teil auch Willenssache, glauben Sie mir!"

Sie ließ den Kopf sinken und fing an, zu schluchzen, das Gesicht in seinen Händen. Die Tränen, die seine Finger feuchteten, waren ihre Antwort.

Er ließ sie sanft los und wandte sich zum Gehen. „Also Punkt zehn Uhr früh!" wiederholte er an der Türe.

Die Geheimrätin folgte ihm und fing ihn draußen noch einmal ab. „Ich glaube, Christa ist in Sie verliebt", erklärte sie geheimnisvoll.

Freese wollte das vor der alten Dame nicht wahrhaben, aber beglückt konnte er sich Christas Benehmen auch nicht anders deuten. „Sie ist in das Leben verliebt", entgegnete er, „und es ist, wie immer, eine unglückliche Liebe."

XVI.

Freese legte sich erst gar nicht zur Ruhe. Er nahm ein Bad, wechselte den Anzug, sorgte dafür, daß der Wagen in Stand gesetzt werde, und fuhr in aller Frühe zu einem Arzt, um sich seine Wunde verbinden zu lassen.

Der sah sich die Verletzung an und stellte fest: „Gefährlich ist die Sache an und für sich nicht! Ein Stich, nicht wahr? Politische Meinungsverschiedenheiten?"

„So etwas Ähnliches!"

„Na ja. Es ist nicht tief gegangen. Aber Sie waren ein bißchen leichtsinnig, Sie laufen stundenlang ohne Verband herum, da kann leicht eine Sepsis entstehen und dann wird es schlimm. Hoffen wir, daß es glatt abgeht! Jetzt vor allem: Ruhe! Und den linken Arm nicht anstrengen!"

„Herr Doktor, ich muß heute noch eine größere Autoreise antreten. Ich steuere selbst."

„Das ist ausgeschlossen!"

„Ich muß aber", beharrte Freese.

„Dann lehne ich jede Verantwortung ab! Ruhe ist für die Heilung absolut wichtig. Wollen Sie riskieren, daß der Arm lahm bleibt?"

„Das möchte ich natürlich nicht gern. Doch ich kann es nicht ändern."

„Und ich kann nur wiederholen, was ich bereits gesagt habe. Der Mensch hat bloß zwei Arme und nichts ist so wichtig, als daß es nicht auch aufgeschoben werden könnte."

Freese lachte. „Es gibt Ausnahmen, Herr Doktor! Sobald ich zurück bin, komm ich wieder."

Es war noch eine Stunde Zeit, gerade genug, um zu frühstücken. Während Freese nochmals nach Hause fuhr, dachte er nur an Christa und an die bevorstehende Fahrt mit ihr. Er konnte es kaum erwarten, daß er sie wieder sah. Sollte die Diagnose der alten Geheimrätin richtig sein: liebte ihn Christa? Heute, im hellen Licht des Tages, wollte er es einfach nicht glauben, daß über Christas Leben das grausame Urteil unwiderruflich gesprochen sein sollte. Nein, es mußte doch möglich sein, sie zu retten! Wenn sie nur selbst den Willen hatte!

Erst als er zu Hause anlangte, dachte er auch wieder an Sylvia Stuckering. Er hatte fast Angst, ihr zu begegnen, obwohl er ihr doch gewiß nicht Rechenschaft schuldig war über sein Tun und über seine Gefühle. Ein Glück, daß sie so früh wohl nicht herabkam.

Er frühstückte hastig und dann schlüpfte er in den kurzen Pelz und setzte die Lederhaube auf. Als er die Diele durchschritt, sah er zu seiner Überraschung auf dem Treppenabsatz Sylvia stehen, sie war soeben heruntergekommen. Erstaunt bemerkte sie seinen Aufzug.

Er grüßte ein wenig verlegen: „Gut geschlafen?"

„Ja, danke! Und Sie . . . und du?"

„Ich? wenig! Ich muß jetzt leider fort. Eilig! Ich werde heute mittag nicht hier sein, sondern wohl erst morgen abend. Eine Autoreise."

Hastig verabschiedete er sich und eilte ohne weitere Erklärung zum Auto. Es war wie Flucht vor Sylvia.

Eine halbe Stunde später stieg Christa, von Freese freudig begrüßt, in den Wagen ein. Sie erhob keinerlei Widerspruch mehr und es schien, als ob die bevorstehende Fahrt an Freeses Seite ihr eine hinreichende Entschädigung für die Verbannung aus Berlin bedeute. Alles Gestrige war vergessen: Kalifornia-Bar und Boris und ihre „Flucht". Sie strahlte, als ginge es auf eine Hochzeitsreise.

Die Geheimrätin verabschiedete sich von ihrer Nichte herzlich am Wagenschlag: „Grüße deine Mutter! Deinen Vater brauchst du von mir nicht zu grüßen, er würde ohnehin nur mit einer Grobheit antworten!"

Als sie den Reichskanzlerplatz überquerten, erinnerte Freese: „Sie müssen ja noch Ihre Koffer packen, Christa! Wo sind Sie eigentlich untergekommen, nachdem Sie ausgerückt waren?"

Ihr Gesicht verfinsterte sich: „Ich kann meine Sachen nicht holen."

„Ja weshalb denn nicht?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen."

Eine peinigende Ahnung blitzte in ihm auf: „So haben Sie bei ihm gewohnt?"

Sie sah an Freese vorbei: „Nur Tür an Tür. In der Nürnberger Straße. Er hat mich dort hingebracht." Ganz blaß war sie geworden.

Freese schwieg minutenlang. Er wagte nicht, weiter in sie zu dringen. Aber sein Schweigen war beredter als Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heimkehrer.

Nach einer wahren Begebenheit.

Skizze von Gerda v. Below.

Einsam war es um Gustav von Roedern geworden. Die Frau war mit dem Tode seiner geliebten Mutter aus seinem Leben gegangen, der Kriegsausbruch hatte die Freunde genommen, nur Gottlieb Olhoff war noch da, Olhoff, der Großbauer, sein alter Gutsnachbar, grauhaarig schon, aber noch ungebeugt, ein Hüne von Gestalt.

Der Frühling kam, es war seit Kriegsbeginn der vierte, die letzten Reserven wurden aus dem Lande geholt, und Olhoff mußte mit! Nicht auf Befehl, aber sein Herz stieß ihn dazu, so hatte es seine Richtigkeit. Mochten die Weiber an Pflug und Maschine gehen, kräftig genug waren sie ja! Zäh, hochgewachsen und einsilbig wie er, die konnten es schaffen.

Als Gottlieb Olhoff seinen Hof verließ, graute der Morgen. Ein kalter Vorfrühlingshimmel breitete Nebelgewölk über die struppigen Bäume. Olhoff klemmte die Tabakspfeife zwischen die Zähne, riß ein Streichholz an und höhlte die Hände zum Windschutz. Schon zuckten kleine, abgerissene Flämmchen über dem Kraut, den warmen Pfeifenkopf zwischen Daumen und Zeigefinger zu spüren, tat wohl gut. Aber der Nebel spann aus allerfeinsten Tropfen ein Netz um den schreitenden Mann, das Glimmen der Pfeife erlosch, und Olhoff, der den Atem scharf und regelmäßig einzog, um das Feuer wieder in Gang zu bringen, fühlte zum ersten Male den Anhauch des Todes. — Im Schlosse brannte noch kein Licht. Aber der hohe Flügel des Portals öffnete sich und die zierliche, dürre Gestalt Gustav von Roederns ward sichtbar.

Groß und selbstverständlich war die Verbindung zwischen den Freunden, so, daß Roedern in der letzten Nacht nahe dem Herzen einen Ruck verspürt hatte, der ihm besagte: Morgen früh — In der Dämmerung hatte er sich erhoben, wartete am Fenster . . .

Da kam er ja, der gute Olhoff! Roedern griff mit der Linken nach seinem Stock, klinkte die Tür auf und humpelte, von alten Leiden geplagt, die Freitreppe abwärts, dem Bauern entgegen. Die beiden Männer erreichten sich grußlos. Nur ihre Blicke stießen ineinander. Das gab ein dichtes Schweigen. Die ganze, rauhe Innigkeit ihrer einsilbigen Mannesfreundschaft hing darin. Roedern machte sich mühsam los und streckte abgewandten Gesichts dem Freunde die Hand hin. Der packte sie, daß Roedern hätte aufschreien mögen. — „Daß Er mir heimkehrt!" — „Ja", sagte Olhoff. — „Ein Mann — ein Wort Olhoff?" — Der Bauer nickte. Das war der Abschied.

Roedern, daheim, zählte die Tage. Endlich kam mit der Feldpost ein Brief. Dann nochmal einer. Schließlich noch eine Karte. Der Regen hatte die Spur des Tintenstiftes in breite, violette Flecken zerwaschen . . . Dann wurde es still, furchtbar still. Gustav von Roedern schlief nicht mehr.

Mitte September brachen die Herbststürme ins Land. Roedern schöpfte neuen Atem. Wie alle Jahre um diese Zeit, fühlte er sich mit Kraft geladen, sein Blutschlag war heftiger als sonst. Nacht für Nacht glaubte er Schritte an seinem Bett zu hören, bis er, von langem Lauschen erschöpft, einschlummerte. Aber es war ein zerbrechlicher Schlaf, der ihn umfing in diesen Nächten . . .

Zwei Kerzen vor sich aufgerichtet — das Unwetter hatte die elektrische Leitung zerschlagen — saß Roedern eines Abends horchend vor seinem langen, eichenen Schreibtisch, die Feder in der Hand, leise zitternd . . . War das noch Sturm, was da entlangfuhr? Drei mächtige Stöße hatte es im Kamin gegeben, vom Dachfirst hatte ein Ziegel sich losgemacht, schotterte klinkernd hinab und schlug nahe dem Fenster dumpf auf die Erde. Ein Wagen preschte die Anfahrt hoch! Unter den Rädern knirschte der Kies, das hohle Sausen der Luft war einen Herzschlag lang wie abgeschnitten. Ungeduldiges Hufgetrappel klopfte dem Rollen des Wagens voran, mit einem Ruck verstummte es vor dem Haustor — —

Roedern sah auf die Uhr, sie ging auf elf. Verwundert griff er nach einem der Leuchter, durchmaß mit stöckernden Schritten die Diele, riß die Vorhänge auseinander und preßte für einen Augenblick das Gesicht gegen den gläsernen Türflügel. Die unruhige Kerze warf nur einen mageren Schein hinaus, der spärliche Lichtkegel hob die Gestalt eines Mannes herauf, eines — hochgewachsenen Mannes in Uniform, der langsam die Treppe emporkam — —

Roedern glaubte zu träumen, da saß ihm auch schon der Schrei in der Kehle, er riß die Tür auf: „Mensch — —" aber es kam nur ein Stöhnen aus ihm, Eiseskälte wehte ihn an, vor ihm stand — Gottlieb Olhoff. Sonderbar, daß er nicht näher kam. Hohläugig und mit verzerrtem Mund starrte der Freund ihm ins Gesicht, als habe er ihm etwas zu sagen. Aber der rechte Arm, erhoben, ragte schon irgend wohin ins Leere, wo keine Welt mehr war, kein Freund, allein noch Gott — — —

Gustav von Roedern begriff . . .

Plötzlich sah er nichts mehr.

In dieser Nacht hatte der Letzte, der ihm verblieben war, fern von der Heimat sein Manneswort eingelöst.

Gespräch mit einem Elefantenjäger.

Von Hermann Reinecke.

Der Mann mit dem sonnenverbrannten Antlitz wendet sich zu mir und bietet mir eine Zigarre an. Ich habe ein Glas dampfenden Grog vor mir stehen. Er selbst lehnt dankend ab — wegen der Nerven und der Tropen, wie er sagt. Er hat recht. Ich habe Leute gesehen, die auf Java in Arrak geschwelgt hatten und mit zerstörten Nerven und zitternden Gliedern zurückkehrten. Manche können auch anders, aber schließlich weiß man nie im voraus, wieweit das Herz mitmacht. Und wenn man es weiß, ist es oft zu spät.

„Sie wollen also wissen, wie ich Elefantenjäger wurde?" nimmt mein Gegenüber das Wort. „Das ist bald erzählt. Ursprünglich bin ich Seemann gewesen. Vor beinahe zwanzig Jahren fuhr ich auf einem Chinadampfer als Steuermann und wurde bei der Gelegenheit mit dem alten Hagenbeck, dem Gründer des Hamburger Großtierparks, bekannt. „Der Alte", wie wir ihn nannten, überredete mich, meine Seemannslaufbahn aufzugeben und in seine Dienste als Tierfänger einzutreten. „Sie haben Talent dazu", sagte er, „Sie müssen Tierjäger werden. Unerschrockene Leute Ihres Schlages kann ich für mein Haus gebrauchen!" Nun, ich schlug zu und wurde so, nach einem gründlichen Vorbereitungskursus im Stellinger Tierpark, Reisender und Tierfänger für Hagenbeck."

„Ein interessanter Beruf!" werfe ich ein.

„Und ob!" stimmt er zu. „Man treibt sich in den Urwäldern und Dschungeln aller möglichen fremden Zonen herum, mal auf Sumatra und Borneo, mal in Indien oder Afrika, je nachdem, welche Tiere durch Menschenlist gefangen werden sollen."

„Die Wege in diesen Zonen dürften kaum einer gepflegten Autostraße gleichen", sagte ich.

„Wahrhaftig nicht", antwortet der Tierfänger, „meist muß man sich auf den tollsten Wegen und Umwegen monatelang mühselig vorwärts kämpfen, und welche Gefahren damit verknüpft sind, können Sie sich wohl selber denken."

„So eine Expedition muß ein teurer Spaß sein", meine ich.

„Sicher!" sagt er. „Und oft hat man hinterher das abscheuliche Pech, daß einem ein Drittel oder gar die Hälfte aller Tiere auf dem Dampfer krepieren. Geld gehört also auf alle Fälle dazu."

Ich stelle eine Frage. „Welcher Tierfang stellt sich am kostspieligsten und verursacht am meisten Mühe?"

„Das kommt ganz auf den Fall an", antwortet der Tierfänger, „allgemein muß man aber die Elefantenjagden nennen. Leider kann man sich nun nicht so frisch und fröhlich in die Arbeit stürzen, wie der Unkundige sich das vorstellt. Zuerst muß man wochenlang warten, bis die betreffende Regierung die Jagderlaubnis erteilt. Dann, um von mir selber zu reden, miete ich mir eine große Schar Eingeborener, und nun geht's endlich hinein in die Dschungel."

„Wie finden Sie die Elefantenspuren?" frage ich.

„An den Wasserläufen", erklärte er, „sie lassen sich leicht entdecken, weil die Dickhäuter dreißig bis vierzig Jahre lang immer denselben schmalen Weg zum Wasser nehmen."

„Und dann?"

„Dann graben meine Eingeborenen auf dem Wege dorthin vier Meter breite und ebenso tiefe Gruben."

„Auf solche Geschichten fällt doch der Elefant, der zu den klugen Tieren rechnet, unmöglich herein", wende ich ein.

„Stimmt", erwidert der Tierjäger, „aber wir maskieren die Gruben natürlich. Wenn erst fein säuberlich Äste, Gestrüpp und Sand darüber geworfen sind, ist nichts zu merken. Die Falle ist intakt."

„Und dann legen Sie sich auf die Lauer?" frage ich.

„Oho, wo denken Sie hin?" lacht mein Gegenüber, „Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, daß man mit einer einzigen Falle Elefanten fängt. Hören Sie zu: 15 bis 20 solcher Gruben lasse ich herrichten und jede einzelne verursacht rund 500 Reichsmark Unkosten. Ein schöner Batzen Geld!"

Er hat recht. Ein kostspieliger Sport, diese Elefantenjagd.

Über Nacht klettern dann meine Jäger auf die Bäume und harren der Dinge, die da kommen sollen — oder auch nicht. Es gehört nämlich viel Geduld dazu. Wir müssen oft tagelang und nächtelang warten, bis ein Elefant in die Falle tappt. Ist er aber erst einmal in die Grube gefallen, so verkündet er es selbst mit wütendem, dröhnendem Trompeten.

„Damit wäre wohl das Schwerste geschafft?" bemerke ich.

„Hat sich was", lacht der Tierjäger, „das sagen Sie so bei Ihrem Glas Grog. Jetzt kommt nämlich erst die Hauptschwierigkeit: den viele Zentner schweren Dickhäuter aus der Grube zu bugsieren. Sie glauben ja gar nicht, wie viel Mühe es kostet, ein dickes Manilatau über den Rüssel hinweg um den Leib des Elefanten zu spannen. Leichter ist es dann schon, ein Tau um den linken Hinterfuß zu schlingen, da das Tier dauernd hin und her trampelt. Inzwischen werfen meine Eingeborenen fortwährend meterlange Baumstämme in die Grube, auf die der Elefant tritt und so langsam an die Oberfläche kommt."

„Halten die Taue?" frage ich.

„Natürlich schlingen wir sie um die Bäume", antwortet der Tierjäger, „denn sobald der Koloß Boden unter den Füßen fühlt, stampft und rast er los, und Hunderte von Eingeborenen würden ihn nicht halten können."

„Und wie geht der Abtransport vor sich?"

„Drei bis vier Wochen bleibt der Dickhäuter angebunden und wird durch Leckerbissen und freundliche Worte solange weich gemacht, bis er sich endlich an die Menschen gewöhnt hat. Dann trottet er treu und brav mit zur Küste, die acht oder vierzehn Tagemärsche entfernt ist. Übrigens greift ein wütender Elefant merkwürdigerweise niemals die Eingeborenen an, sondern immer nur uns Weiße. Gegen den Knall von Schüssen sind die Dickhäuter sehr empfindlich, sie verlassen sofort die Gegend, in der ein Schuß fiel, und kehren jahrelang nicht zurück. Dummheit kann man ihnen also beim besten Willen nicht nachsagen . . ."

Der Tod eines polnischen Dichters.

Am 11. d. Mts. ist in Warschau im Alter von 67 Jahren der Dichter **Jan Lemański** gestorben. Lemański war keine Berühmtheit von der Reklame Gnaden, sondern ein Schaffender in des Wortes redlicher Bedeutung. Sein Talent war spröde, doch überaus eigenartig. Seine Domäne war jenes Gebiet, wo das Verhältnis zu Welt und Leben, ein Verhältnis überempfindlicher Scharfsichtigkeit, in Gestalt von satirischer Lyrik zum Ausdruck kommt. Diese Lyrik zeichnete sich durch einen hohen Grad sprachkünstlerischer Kraft aus. Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, der Zeit seiner besten Produktivität, war Lemański einer der Lieblingsdichter der polnischen Intellektuellen, die sich im Zitieren seiner graziös geformten Bissigkeiten nicht genug tun konnten. Vor dem Kriege erschien die Mehrzahl seiner Dichtungen, von denen folgende Titel angeführt sein mögen: „Fabeln" (1902), „Ironische Prosa" (1904), „Nowenna" (1906), „Das Eigentumsrecht" (1910), „Der philosophische Stein" (1911).

Während der Kriegszeit schwieg Lemańskis Muse. Nach dem Kriege nahm er einen vergeblichen Anlauf, aktiv ins literarische Getriebe einzugreifen, erzielte aber nur einen kühlen Achtungserfolg. Die letzten Jahre verlebte er zurückgezogen und beinahe vergessen. M.



Bunte Chronik



Darf die Frau jagen?

Heutzutage ist es selbstverständlich, daß auch die Frau auf die Jagd gehen kann. Für sie bestehen keine strengeren Vorschriften als für den Mann. Das gilt im deutschen Vaterlande wie auch anderswo, beispielsweise in England. Aber wer weiß, daß es im kühlen Albion einmal eine Zeit gegeben hat, in der das schönere Geschlecht nach Herzenslust wildern durfte? Das war, als die Herzogin von Marlborough eines Tages das Pech hatte, die Grenze ihres Reviers zu überschreiten. So etwas kann einem leidenschaftlichen Jäger wohl unterlaufen, und man drückt auch sicher gern ein Auge zu, wenn es sich um einen schönen weiblichen Jäger wie in diesem Falle handelt. Zu alledem war es nur ein Kaninchen gewesen, was die Herzogin in dem fremden Revier erbeutet hatte. Aber ihr wurde trotzdem der Prozeß gemacht, denn der betroffene Nachbar, Lord Berwick, haßte die Frau, die ihm buchstäblich ins Gehege gekommen war, und er brachte die Sache zur Anzeige. Nun bedrohte das englische Gesetz den Jagdfrevel mit Landesverweisung. Die Richter waren in Verlegenheit. Konnte man der Herzogin dies antun? Aber die hatte einen tüchtigen Anwalt. Der wies haarscharf nach, daß im Gesetz nur von Wilddieben die Rede sei, nicht aber von Wilddiebinnen. Der hohe Gerichtshof atmete erleichtert auf. Jetzt konnte er das Verfahren einstellen. Und die Frauen? . . . Sie zögerten keinen Augenblick, aus diesem seltsamen Rechtshandel die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. In hellen Haufen gingen sie mit der Flinte in den Wald. Einen Jagdschein benötigten sie ja nicht. Sie durften schießen, soviel sie wollten. Man mußte schließlich zu einem besonderen Gesetz die Zuflucht nehmen, das auch den Frauen das Wildern verbot.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.